

MAXI-Leseprobe

(Leseprobe mit reduzierter Auflösung)

Lelia Strysewske

Leben, nichts als lieben

Erzählungen & Lyrik



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über *www.dnb.de* abrufbar.

Lelia Strysewske, ›*Leben, nichts als lieben*‹

Originalausgabe

© 2019 Ganymed Edition (*www.ganymed-edition.de*)

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andreas Brandtner, Hemmingen

Titelabbildung: Andreas Handschuck, Göttingen

Gestaltung und Verlag: Ganymed Edition, Hemmingen

ISBN 978-3-946223-82-5

(auch als eBook: ISBN 978-3-946233-83-2)

Printed in Germany

Ich widme
›Leben, nichts als lieben‹
Jamé
Helga
Chris

Lelia Strysewske

Inhaltsverzeichnis

›So viel in dir die Liebe wächst,
so viel wächst in dir die Schönheit.
Denn die Liebe ist die Schönheit der Seele.
(*quantum in te crescit amor, tantum crescit pulchritudo;*
quia ipsa caritas est animae pulchritudo)‹
Augustinus (*354 – †430)

›Und so währet der Liebe Genuss
von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
einmal gekostet,
alles verließen sie
und setzten sich zu uns
an den Tisch der Sehnsucht
der nie leer wird.‹
Novalis, ›Hymne‹ (1798)

Leichtfertig	8
Am Anfang ein Traum	9
Mitten am Tag	20
Hell wird es nachts	21
Mit ihren Sinnen	25
Unter dem vollen Mond	31
Wucherungen	33
Leiberleben (erste Version)	42
Grenzenlust	44
Die Spur der Schnecke	49
Malene	55
Flügelbrücken	66
Alid und Sabine	67
Maulbeerspinnenfaden	77
In deinen Fäusten mein Spiegel	79
Heiler Ort	85
Nie gewagt	90
Cherub nackt in unserer Mitte	97
Ein Engel in meiner Hand	100
Nichts sonst	107
Streunender Stern	108
Verborgен	116
Berührungen	118
Der getanzte Himmel	124
Im Freibad	128
Liebes Leben	137
Tango am See	138
Wegen Erik	142
Zeitgauklerin	148
Schritte	156
Schritte (eine etwas andere Fassung)	164
Wozu?	170
Leiberleben (zweite Version)	176
<i>Dank</i>	178
<i>Über die Autorin</i>	181

Leichtfertig

leichtfertig sauge ich
die Sinne
aus dem Tag

der schwer am Boden liegt
fertig schon
bevor er sich aufrappeln kann

den verdeckten Schimmer
zwischen hängenden Wolken
aufzuspüren

leichtthin der Nacht
die alten Träume zu lassen
und frischen Regen aufzulecken

Am Anfang ein Traum

1. In Stille sein

Nicht sicher, was aus mir werden will – Eule oder Schmetterling –, klappe ich meine Flügel auf und bereite mich vor. Auf erstaunliche Wirklichkeiten. Ich zögere. Flattere. Fliege. Hinein in meinen Traum.

Mit meinem Sehnsuchtsüberfluss lande ich im Frühling auf Lanzarote, meiner Lieblingsinsel. Kaum berühre ich ihre raue Erde und atme ihr weiches Licht, schenkt sie mir eine Ahnung zurück. Von mir. Ich bin allein. Mit mir. Schlicht. Mein Darm beruhigt sich. Mein Kopf auch. Mein Schoß entspannt sich. Mein Herz murmelt wild und wird ganz weit. So wie ich.

Schleier schmarotzender Gewohnheiten, die im Alltag Realität vorgaukeln, fallen von mir ab. Ich tauche ein in pures Sein.

Unwirsch tauche ich wieder auf. Als ich den Mietwagenverleih nicht finde. Er scheint geschrumpft. Der Flughafen hingegen ist von dem intimen Örtchen prätouristischer Jahre in ein anonymes Ungetüm mutiert. Ich fluche und nehme Zuflucht zu deutschen Absurditäten von Raserei, Effizienz und Schimpfkaskaden über südlich-chaotische Lebensart. Ich marschiere von Agentur zu Agentur, frage geschäftig mit unpersönlich-deutscher Stimme auf Englisch, wo denn mein Autovermieter und mein Auto seien. Alle schütteln den Kopf, sie wissen nichts, sie grinsen freundlich und gemächlich in die Sonne. Nur ich bin verspannt und sehe nichts.

Bis ein junger Spanier mit schwarz gelocktem Haar auf seiner Bronzebrust und amüsiertem Grinsen auf ein Schild in unserer Nähe zeigt: *Coche del Sol*.

Ob es der Junge ist mit seinen strahlenden Augen und seiner verlockenden Brust oder meine Erinnerung an Yoga, Achtsamkeit und meine empfindsame Seele, ich besinne mich jedenfalls und schwebe gelassen in einer Sonne, die mich trägt, auf ein verstecktes Dach zu, unter dem ein Mann sitzt an einem kleinen Tisch. Ich rekele mich gemütlich mit Schweiß unter den Achseln und zwischen den Brüsten und lächle aus jeder Pore. Auf einmal bin ich eine spanische Buddhistin und werde es mehr, als mich ein weißes Paar aus Deutschland überholt, er mit viel Bauch, sie auch, beide mit grimmigen Gesichtern, sie wettern um die Wette. Typisch Spanisch, geifern sie, niemals geht es hier nach Plan. Ich strahle sie an. Er dreht sich zu mir um. Ich habe doch Recht, donnert er weiter, nur zehn Tage haben wir, da wollen wir pünktlich etwas von der Sonne haben und keine einzige Minute verschwenden.

Dann hören Sie auf damit, sage ich zuvorkommend und gütig. Mit Sonne und Seele auf meinen Lippen.

Womit, fragt er empört.

Nun, mit der Verschwendung, flöte ich.

Misstrauisch bäugt mich die Frau an seiner Seite, als ich die Hand ihres Mannes ergreife und mit ihr erst auf das Licht, das uns im Überfluss umspielt, dann auf die Mitte weise auf seiner aufgeblähten Brust. Dort lasse ich sie liegen, seine Hand, nehme meine zurück zu mir, um auf Spanisch und mit Lebenslust auf meiner Zunge den Spanier, der mit Buch und Zeit am Tisch sitzt, zu begrüßen.

Er ist so entspannt, dass ich nach wenigen Minuten die Autoschlüssel in meinen Händen halte. Winkend verlasse ich den Flughafen und die Deutschen und fahre sehr langsam, sehr gemütlich, mit Tiefenatmung in meinen Bauch, geradewegs in ein unscheinbares Glück hinein.

Auch wenn ich von Natur aus romantisch bin und meine Gefühle gern mit lyrischer Leidenschaft erlebe, so übertreibe ich nicht, wenn ich sage, dass Himmel und Herz zusammen beten, als ich in meinem kleinen Fiat Richtung Küste gleite. Die Stra-

ßen sind frei und still. Die weiß getünchten Häuser sehen aus wie Elfenkleckse mit Koboldsternen in ihrer Mitte, gewärmt von Fischerblau und Kaktusgrün. Die Sonne sinkt und strahlt mich an, als wolle sie mich führen, mich nie mehr aus den Augen lassen. Sie lässt sich gehen, lässt los, gibt sich hin auf eine Weise, wie ich mir Hingabe an eine große Liebe erträume. Und an mich.

Die Sonne verbeugt sich, spielt versunken wie eine Göttin mit ihrem Kind, sie brennt sich ein in meine Iris mit Seele und allem. Ich sehe nichts als sie. Ich muss bremsen. Ich halte an. Ich verliere Kontrolle und Orientierung. Insel und Meer sind nichts als farbige Schwingung, tiefrote Mystik, absolute Wirklichkeit. Runde Ehrfurcht, Olivinkaskaden, schillernde Lavameere, ewiges Nichts strömen hinein in den Farbendschungel. Ich bin aufgehoben in zärtlicher Ekstase. Betäubt verweile ich im Elysium. Ich will nur noch bleiben, für immer bleiben, niemals mehr fort. Ich bin zurückgekehrt an reichen Ursprung. Blüten wachsen aus meinen Händen in meinen Schoß. Wie damals als träumendes Kind, als ich das Blühen nicht festhalten musste, in der Gewissheit, es würden stets neue Blüten auf mich rieseln, überzeugt, ich selbst sei Wurzel und Same und Blume zugleich, blühend mein Leben lang. Niemals welk. Niemals trostlos. Niemals kalt und isoliert an verstopften himmelfernen Stätten.

Mitten zwischen Erde und Himmel stelle ich den Fiat ab und steige aus. Komme an in einem Schweigen, das wimmelt von Kratern und runden Kuhlen für Wein, von Dschungeln aus Büschen und Bäumen und wildem Blühen, einer Eule und vergnügten Vögeln. Unscheinbar schmiegen sich Häuschen aus Lavagestein hinein in wucherndes Sein. Von diesem unversehrten Fleckchen habe ich geträumt. Der Traum ist hier und zum Greifen und Jauchzen lebendig. Im Osten von Vulkanen berührt, im Süden von Himmel, im Westen von Meer, im Zentrum nichts als Besinnlichkeit, rote Asche, Kaktus, Aloe und Palme. Behutsam trete ich ein in Vielfalt und Stille und gehe mit der Sonne dankbar unter.

2. Verstört durch Touristen

Unter Sternen zwischen Nacht und Morgen hocke ich im Rauschen der Palme und warte mit einer Geduld, die ich im täglichen Wahn nur selten kenne, auf die Sonne, die im Osten die Berge anmalt.

Jetzt streichelt sie mich. Der Himmel badet in Licht, in dunklen und hellen Sprenkeln und berührt meine Haut. Allein bin ich nicht. Die Insel sprudelt in meiner Mitte. Wenn ich reden möchte oder Fragen habe, spreche ich mit meiner Mitte.

Niemand will etwas von mir. Niemand denkt etwas von mir. Niemand ist enttäuscht von mir. Niemand beklagt sich bei mir. Da bin nur ich. Ich bin die Insel. Nackt und schlicht. Ohne Theater, Masken, Streben.

Die Inselfschönheit, so bizarr wie meine eigene, erkenne ich wieder. Auch meine Demut erkenne ich. Wieder zieht mich alles in seinen Bann, alles Schrofne, das unebene Sein, das Geheimnis beständigen Wandels. Zeitlose Genügsamkeit lehrt mich zu lauschen. Alles pulsiert. Alles vorhanden. Weiter brauche ich nichts.

An goldenen und schwarzen und grünen Stränden stören mich einzig die Touristen mit ihrer Sucht, im Urlaub etwas zu erleben. Mit etwas Hochmut gewappnet, vergesse ich, dass ich wohl selbst Touristin bin. Doch so fühle ich mich nicht. Vielmehr wie eine barfußlaufende Weltenbummlerin, beseelt von dem Traum, dass echtes Leben in jeder Wurzel steckt und zeitlos darauf wartet, mit allen Sinnen und unserem Atem erkannt zu werden.

Die Wurzeln sind weniger geworden, die Touristen sind mehr geworden, der Komfort auch, wie jeder andere Überfluss, den wir nicht brauchen, jedenfalls nicht ich. Die Touristen sind Junkies. Sie wissen es nicht. Sie sind noch lauter geworden. Immer schriller beschweren sie sich über Wind und Wolken, über Regen und nicht asphaltierte Wege und zu viel Spanisch und zu wenig Import häuslicher Routinen. Automatisch und laut und unablässig schreien, flirten, streiten sie mit sich oder

ihren Handys. Statt sich ihrer nackten Leiber zu erinnern und der Wildnis in ihren Herzen, überfahren sie abwesend Gräser und Pflanzen, Steine und kleine Tiere und jeden einzelnen Moment mit ihren Autorädern.

Auch ich bin Junkie. Doch ich weiß es.

Ich bin verstört. Und ich bin bewusst. Manchmal. Manchmal liebe ich meine Überheblichkeit ganz maßlos. Mich stören die Menschen und ihre bewusstlosen Tätlichkeiten, mit denen sie Natur und Insel und sich verunstalten. Achtung scheinen sie nicht zu kennen, weder für sich noch für Seelen und Erden und Innigkeiten. Über den Frieden der Lava-Oasen fallen sie her, ohne Respekt, ohne innezuhalten, mit Discomusik, Vierradantrieb, Stöckelschuhen und grölenden Funsportgeräten.

Amüsiert stelle ich fest, dass meine tiefendemokratische Innenwelt gefährlich ins Schwanken kommt. Sie will achtsam sein und integrativ. Dabei wütet sie verächtlich und integriert höchstens Menschen wie mich, jedenfalls weder Touristen noch blutleere Unternehmer, die, wegen der Gier und einer großen Verlogenheit, alles Wilde, Schöne, Wahre, Ganze unterjochen. Und weil hinter der Maßlosigkeit quälende Ohnmacht lauert, schießt, wer immer kann, hilflos und automatisch mit Geld und Lügen um sich, und über Nacht schießen tote Behausungen aus fruchtbarer Asche. Lieblose Fassaden, die von Gespenstern bevölkert sind.

Ich laufe bergauf und wieder bergab. Meine Füße, geschützt durch Barfußschuhe, lieblosen Geröll, Dornen und Flechten. Ein heiliger Zorn schleicht hinein in meine Stimme. Mein Klagegesang dröhnt über die Insel und fällt hernieder. Er verhallt an den Monstern aus Blech, die auf Schotternarben Wunder und Wahrheit und Ursprung von Leben überfahren. Dort, wo nur Stille ist, ein Sanderling, der mit den Wellen spielt und ein Falke, der meinen Kopf umkreist, knie ich nieder, verneige mich vor der Insel und bitte sie um Verzeihung. Für die Menschen. Denn sie wissen nicht, was sie tun. Sie kennen sich nicht. Sie wollen Natur und Insel nicht kennen.

Ich wiederhole mich, wenn ich sage – und ich will mich wiederholen und es immer wieder sagen –, dass es sein mag, dass wir im Westen die Klitoris nicht beschneiden, doch dafür fast alle anderen Schätze.

Ich weiß nicht, wer gestörter ist, die Investoren und ihre Spielgenossen, die Regenten, oder ich. Auf einem der nackten Berge singe ich wie verrückt, ich bete und meditiere und verspreche der Insel, so verrückt bin ich, alles Verrückte zu tun, um Wurzeln und Insel, alles Natürliche zu versöhnen und zu heilen. Ich springe auf und laufe weiter und werde leichter und klarer, mein träger Darm kommt in Bewegung. Mein Darm, genau wie ich, träumt von meiner Oase, in der ich Hoffnung, die Insel, verletzte Menschen und Tiere und mich willkommen heiße. Alle, die sich wundern wollen und staunen, können hier ein bisschen erwachen. Mit nackten Füßen und weicher Brust und einer Ahnung von Liebe können sie sich selbst und die urige Seele der Erde atmen.

3. Den Traum träumen mit der Bürgermeisterin

Wenn andere korrupt sind und bestechen, dann kann ich auch. Doch anders. Ich träume: von der Bürgermeisterin, die ich besteche. Wie die anderen auch. Nur anders. Ich lade sie ein, mit mir über die Insel zu laufen. Wir atmen den Duft der Schöpfung ein. Dicht am Rande der Klippen verneigen wir uns.

Vor einem unsichtbaren Gott. Vor seiner ungeheuren Fantasie, die diesen natürlichen Zauber erschafft. Das Karge und Graue, von den Spaniern *malpais* (schlechtes Land) genannt, das einer Masse minderwertig und wie nichts erscheint und deshalb gefühllos mit Füßen getreten wird, betrachten die Bürgermeisterin und ich ehrfürchtig mit großen Augen. Wir stehen und sehen und schweigen, bis sich Licht und Zärtlichkeit und der Gesang in den Lavagewölben einen Weg in unsere Zellen bahnen. Dann setzen wir uns. Zusammen reiben wir unsere Augen, wachen wir auf. Vollblütiges Leben liegt zu unseren Füßen. Wir brauchen nichts, als es wahrzunehmen. Indem wir

eintauchen in das Wunder, regenerieren und erholen wir uns. Von Ablenkung, Zerstreuung, Arbeits- und Unterhaltungswahnsinn. Wir brauchen kein einziges der falschen Heilungen, die uns Nahrungsergänzungsmittel-, Wirtschafts- und Tourismusindustrie versprechen.

Alles Heilsame ist frei und hier. In uns.

Die Bürgermeisterin weint. Sie spricht etliche Male in ihr Handy, erneuert den Insel-Baustop, den sie zuvor ausgehebelt hatte, und erklärt, dass sie noch heute alle Schmiergelder, die sie illegal empfangt, dem Naturschutz und arbeitslosen Inselbewohnern vermacht. Die Summen, die sie nennt, bewirken, dass Beine und Herz fassungslos schlottern.

Ich fasse die Bürgermeisterin an. Berühre ihre Hände. Ihre Wimpern. Ohren. Lippen. Brust. Sie ist jetzt echt. Mich schauert. Denn jetzt stellen wir uns gemeinsam vor: Betongerippe und illegale Hotels reißen wir ab. Die Lavakörnerpfade für Menschen, die gehen mögen, bewahren wir. Neue Straßen verhindern wir. Autos, die die Stille überfahren, auch. Golfplätze, die knappes Wasser verschwenden, überlassen wir Sonne, Wind und Mond. Wir erschaffen kleine sinnliche Orte und füllen die gesamte Insel mit achtsamem Sein und Arbeit in Maßen für die Einheimischen, die die Sinne nährt und Sinn ergibt.

Das kostet Geld. Doch es gibt Menschen, die ihren Reichtum wohlwollend und sinnvoll gebrauchen, weil ihre Herzen berührbar sind und lachen bei dem Gedanken, dass Mensch, Natur und Kunst im Einklang sind.

Die Bürgermeisterin nimmt meine Hand. Hand in Hand lieben wir die Insel, die vor ewigen Zeiten dem Nichts entsprungen ist und uns doch den Eindruck schenkt, sie würde jeden Augenblick noch neu geboren. Wir danken ihrem Künstler und Architekten, dem Visionär Cesar Manrique, denn er fühlte und verstand, Mensch und Natur zu einem ganzen heilen Wesen zu verweben. Mein Traum fühlt sich zum Purzelbäumeschlagen echt an, als sei er schon wahr.

Wie ein Kind, mit Gesang auf meinen Lippen, mit meinem Umhang aus Liebe und Hoffnung, schlendere ich weiter. An einer Bucht befreie ich mich von meinen spärlichen Kleidern und bade in Meeren von Tränen, Trost und Vertrauen. Erleichtert schwebe ich auf leisen Ballen. Wie der Falke, der zuvor meinen Kopf umkreiste, fühle ich mich, frei und beschwingt.

4. Zweifeln und wüten

Vielleicht spielt das Universum mit und will mir eine Lektion erteilen, jedenfalls stolpere ich vor Übermut, falle und lande zu Füßen einer Engländerin. Die Engländerin ist ohne Handy, mit aufmerksamen Augen und gar nicht laut. Sie trägt keine Stöckelschuhe und wirkt sehr natürlich. Mit dem Raubüberfall auf die Insel hat sie bestimmt nichts zu tun.

Herzlich reicht sie mir ihre Hand und hilft mir auf. Sie fragt: Kann ich etwas für dich tun, mein Kind? Ich bin berührt und danke ihr und freue mich, dass ich gefallen bin, weil ich zurückfinde in ein Gleichgewicht. Es sind nicht alle korrupt, manche sind wie ich. Bewegt humpele ich weiter und pfeife leise vor mich hin. Vielleicht bin ich naiv und unmöglich, denke ich. Doch ich bin glücklich. Wie ich bin. Glücklich. Dass ich mir einfach glaube. Mir und meiner Kinderweltenseele.

Mein Knie blutet. Es schmerzt und will nicht weiter. Ich will nach Haus. Ein würdeloses Bettenbiest versperrt mir den Weg. Ein Geldmogul hat Gott gespielt, gemeinsam mit dem politischen Lachkabinett und einem Bürgermeister, der immerhin verhaftet wurde. Sie haben einen dieser gigantischen Käfige für Menschen an einer Bucht hochgezogen, die zum Biosphärenreservat gehört und von der UNESCO geschützt werden will.

Ich hocke mich vor das graue Ungeheuer. Mein Darm platzt. Ich auch. Ich weine. Das Grauen besetzt behäbig und hässlich Strand und Licht. Die Wunden der Insel sind meine. Wieder werde ich wütend. Ich schätze meine Wut. Mit ihr zusammen will ich an den Augen, die nicht sehen und den Herzen, die betäubt sind, zerren. Für den Moment begnüge ich mich damit,

mit Blut und Knie und Wut in den pompösen Kasten zu humpeln. Ich wohne dort nicht, doch er versperrt den natürlichen Weg. Auch eine Angestellte des Hotels, kaum bin ich drin, verstellt mir den Weg.

Gehörst du hierher? Fragt sie englisch und energisch und ein bisschen unnatürlich und etwas gezwungen nett.

Nein. Sage ich. Etwas bissig. Natürlich nicht. Das Hotel gehört auch nicht hierher. Es wurde illegal hochgezogen.

Oh. Macht die Frau.

Sie ist jung und Aerobiclehrerin. Auf einmal wird sie natürlich. Das wusste ich nicht. Sagt sie. Ehrlich bedrückt. Ich mache hier einen Ferienjob.

Mitfühlend ergreift sie meinen Arm. Sie blickt auf meine geröteten Augen, mein blutendes Knie. Besorgt führt sie mich durch den ganzen neurotischen Komplex. Durch daueranierte Statisten, Verblendung und Schatten, Berge von Fleisch, fette Wasser- und Wellnesslandschaften hinter Zäunen und Mauern, als gebe es draußen in der Sonne am Meer in frei zu habender Weite keine Landschaft fürs Wohlgefühl. Durch den Hauptaussgang leitet die junge Frau mich hinaus. Sie verabschiedet mich herzlich mit einem Küsschen und einer Entschuldigung.

Zurück von diesem Ausflug, auf dem ich Amazone und kleine Rebellin spielte, stolpere ich in eine Apotheke. Ich werde auf Englisch angesprochen, ich bestehe darauf, Spanisch zu radebrechen. Ich bitte um Jod. Die junge Spanierin ist begeistert, weil mal wieder jemand ihre Sprache sprechen will. Sie erklärt mir alles über Wunden und ihre Behandlung auf Spanisch und sagt zum Abschied mit einem Strahlen in ihren Augen, es tue ihr gut, ab und zu auf ihrer Insel ihre Muttersprache zu benutzen.

Ich lache. Ich freue mich.

Auch darauf, Spanisch zu üben.

Auf Spanisch mit den Verantwortlichen zu sprechen und sie von der Inseelsee zu begeistern, die von Würde träumt.

Ich kehre zurück in die Oase. Ich versorge mein Knie. Ein Schwarzkehlchen versorgt sein Junges. Ein Gecko streift meinen kleinen Zeh.

Ich bin müde. Ich lege mich nackt in den gleichmütigen Wind. Dem Wind vertraue ich meine pochende Frage an: Kann ich mich wandeln, ganz einfach, durch achtsames Lieben?

5. Nachklang – berührbar

Die Anmut der Aloe zu meinen Füßen vertreibt meine Gedanken. Der schlummernde Berg in meinem Rücken raunt und wärmt mich wie ein Mutterbusen. Ein Hauch von Luft und Salz benetzt meine Augenlider. Sonne und Zeitlosigkeit brennen sich in meine Thymusdrüse. Das ist wie Ehrfurcht vor einem neuen Morgen, ganz und ewig.

Ich vergesse meine Gewohnheit zu zweifeln, meinem Traum nicht zu glauben, mir nicht zu genügen.

Lava umgibt mich, als sei sie gestern geflossen, sie fließt noch immer, ihre Glut strömt hinein in jede Zelle durch einen Punkt zwischen meinen Augenbrauen. Zellkerne platzen. Sie schlürfen Licht wie Mutterliebe. Mühelos bilden sich neue Synapsen. Feuer, Wasser, Vögel, Echsen, Winde schimmern, stürzen, schweben, kreisen in Spiralen umeinander. Immer Wandel.

Die urtümliche Inbrunst der Insel erreicht mich in den Tiefen meiner Brunnen, dort, wo ich oft allein nicht hingelange.

Sie öffnet die Schleier, die dicken Krusten, jeden Schutz und verschlingt mich. Verstopfung, verbrauchte Schlacken aus dunklen Kratern wirft sie nach nach oben, ans Licht.

Kein einziger Schatten bleibt unberührt. Ich brande. Ich komme zu mir. Ich sehe mich. Eine Fontäne in der Savanne. Ich schaue nicht fort. Nichts in der Ferne, um mich zu halten, zu zerstreuen. Nur ich. Ich. Selbst. Ich und du. Wie alles in Einem. Selbst Naturgewalt.

Kein Schlupfloch begehrenswert. Das Nichts und die Tiefe bergen alles. Alles Echte und Feste. Und Wandel.

Das Nichts berührt mich.

Ich war ein Puzzle. Zerfleddert. Meine unzähligen Schichten, produziert aus einer Mischung von Floskeln, Zitaten und ethischen Formeln, aus den Ängsten von Generationen, aus falschen Göttern und irren Glaubenssätzen. Der Käfig bröckelt, er bricht und fällt auseinander.

Ein Sog, wie Gnade, zieht mich tiefer hinein in den Lavatunnel. Ich selbst bin ein Strudel, ich sträube mich nicht. Was habe ich zu verlieren – nur ein zerfallenes Gewand. In der Obhut gütiger Grotten verwandele ich mich. In einen Albinokrebs, einen Schwamm oder eine Qualle. Ich bin am Anfang.

Wie Magma, unumwunden und schonungslos, dehne ich mich immer weiter. Wie Ahnung und Schöpfung von einem neuen Mosaik. Wie die Insel bin ich mehr als alles, was die Oberflächen bedeckt. Mehr als Zierrat und Form und Ego, mühsam und künstlich zusammengehalten. Mehr als Eitelkeit und Tradition und seichter Schein. Schicht um Schicht decke ich auf. Ertaste Grobes und Feines. Mein Verstand begreift wenig. Ganz jenseits von ihm bin ich Insel. Tief verwundet. Immer heil. Üppig in meiner Unfassbarkeit. Ich bete. Ich bin das Gebet.

Ich bin dankbar. Das ist Glück. Ich will es festhalten. Das Glück flieht. Ich lasse los. Es kehrt zurück. Wie nah ich mir bin.

Wind und Sonnentropfen streicheln zärtlich Säume und Grenzen, öffnen Lücken zwischen Wolken, geben Sicht frei auf jeden köstlichen Traum, jede einzelne Unmöglichkeit. Ich esse Gofio, Tomaten, Ziegenkäse und warmes Brot. Ich trinke Wasser, trinke Nacht in meinem Haar und bette mich ohne Plan, ohne Wissen, ohne alles, mit einem Dank auf meinen Lippen, mitten hinein ins Leben.

Mitten am Tag

meine Sinne benebelt
lasse ich mich auffangen
von meiner Lust
schlendernd zwischen
Tag und Nacht
im Wachen
verzieht sich der Nebel
und entführt die Träume
auf dampfende Wiesenauen
schlafwandlerisch
auf nackten Füßen
schwebe ich Eros hinterher
der des Tages aufgeplusterte Gedanken
nicht verträgt und welkt und schrumpft

ach, wenn er standhielte
dem grellen Licht
der Pflichten und Loyalitäten
er zuckt, begehrt auf, ächzt
und zerbröselt hart
unter der verzogenen Last
züchtigender Vernunft

und ich?
ich tanze
feucht und närrisch
mitten am Tag

Hell wird es nachts

Hell wird es nachts, und warm, wenn sie das scheue Raunen ihrer Seele wieder hört.

Das Korsett der Frau ist gerissen. Sie will es nicht flicken. Es passt nicht mehr. Es steht ihr nicht. Schnüre und eiserne Haken haben lange gehalten. Sie haben all die Jahre ihr anhängliches Herz gezähmt, ihre empfindsame Haut. Irgendjemand – wer war das noch? – hat ihr vorgegaukelt, sie könne autark, stark, hart, mit eingefrorener Miene, beinahe wie der eine oder andere Mann, über erstarrte Tage schreiten und ihre Vielfalt opfern, Ariadne, Kali, Penelope, Ishtar. Ihr wildes zartes Weib.

Sie liegen zu ihren nackten Füßen. Die Schnüre, die Haken, die Fetzen und Splitter ihres alten Korsetts. Sie hat es zerrissen. Sie braucht es nicht mehr. Glaubt sie. In einem Anflug von Übermut.

Sonst besitzt sie nichts.

Nur ihr Herz, das bebt. Ihre Angst, die brüllt. Ihren verletzlichen Leib. Und eine scheue Erleichterung. Darüber, dass sie ihre Festung nicht mehr hat. Darüber, dass sie sich ergeben hat und jetzt ausgeliefert ist. Keine kümmerliche letzte Strategie, keine Gewohnheit, kein genormtes Gerüst, zu dem sie hilflos greifen kann. Nur das dunkelrote Blut des Weibes, das sich verströmt und die vernunftbefreite Seele, die nichts als lieben will.

Ihre Unschuld ist zurückgekehrt. Ein unbändiges Staunen. Über die Unsicherheit, die sie ertragen kann. Über den Mut, sich zu verlieren, den sie aushalten kann.

Sie sagt ihm nichts von ihrer Angst bei Kerzenlicht am Küchentisch, als sie in das Laugenbrötchen beißt, das er für sie

bestrichen hat mit Gänseschmalz. Sie sagt ihm nichts von ihrem fetten Kloß, der ihre Brust verstopft und sie am Schlucken hindert.

Sie sitzt. Sie kaut. Auf ihrem Schoß die Angst. Wie Brei fühlt sie sich an. Kein Halt. Ohne Rolle. Ohne Plan. Ohne Korsett.

Ihr Geliebter leckt Schmalz von seinem Messer. Er legt das saubere Messer neben sich. Er sinkt zusammen auf seinem Stuhl. Er sagt, er habe keinen Halt. Seine Stimme ist brüchig, als er sagt, er halte sich selbst nicht aus. Zum ersten Mal sagt er das. Früher hat er all den anderen, besonders der Mutter und den anderen Frauen, die Schuld an seinem Leid gegeben. Die Frauen bedrängten ihn, klagte er, sie seien nicht zum Aushalten und verrückt. Er sagt, jetzt komme er an bei sich, rücke sich scheu und unbeholfen ein Stück näher. Er sei es, den er nicht ertragen könne.

Sie will ihn lieben. Helfen nicht. Helfen kann sie nicht. Das weiß sie seit beinahe fünfzig Jahren, seitdem sie ihrem Vater, der lange tot ist, nicht helfen konnte. All die Männer in ihrem Leben, Väter, Brüder, Söhne, Partner, Kinder, Krieger und Geliebte, um die sie weint. Erst wirken sie standhaft, verheißungsvoll, beinahe prächtig, mit ihrem drei Tage Bart, dem Brennen in ihren Augen, dem Saft in ihrem Mund, wie Sieger, dann verheddern sie sich in ihrer Angst vor Nähe und Liebe, sie schwanken von der Last ihres Wahns, unverwundbar zu sein. Sie will sie fangen, ihre Tränen auffangen, sie für eine kleine Weile durchs Leben tragen, damit sie sich auf sich selbst besinnen, damit sie nicht weiter zu Grunde gehen an ihrer Bürde des Mannes. Sie sind so zart und kennen ihre Bedürfnisse nicht und lassen nicht zu – auch wenn sie flucht und fleht und singt –, in ihren Armen weich zu werden und ihr Herz zu finden.

Ich kann dich halten. Für eine Weile.

Sagt sie zu ihm.

Er zuckt zusammen.

Er geht.

Seit zwei Wochen ist er nicht mehr hier. Bei ihr. Er fehlt. Seit zwei Wochen weint sie um ihn und sich. Aus alter Gewohnheit und aus Furcht klaubt sie zerschlissene Flicker ihres Korsetts zusammen, schlingt sie um ihren Leib und um ihr Herz, hält sie krampfhaft, wie eine Heroin, fest. Sie halten nicht, fallen auseinander. Sie fällt auseinander.

Verlassen wie am Anfang. Wie ein Kind. Allein. Wie in dem Moment, als niemand kam, um sie zu halten und zu lieben. Wie in dem Moment, als sie nicht wusste, wie das geht, sich selbst zu halten und zu lieben. Wie ein Kind.

Als sie ihm von ihrem Allein-Sein sprach, sass er ihr gegenüber. In seiner Gegenwart war ihre Einsamkeit zu ertragen.

Doch wie jetzt? Wie, da er sich auf den Weg gemacht hat? Auf der Suche nach sich. Auf der Suche nach seinem Schmerz. Auf der Suche nach dem Ort, wo seine Seele sich in ihm zu Hause fühlt.

Ihr großgezogenes Ich funktioniert nicht ohne Korsett. Es ist verschwunden, verschlungen, zerbröselt, zerfallen im Nichts.

Ihre Seele, wie kann sie sie hüten? Allein?

Ihre Seele fühlte sich einmal vollkommen, als sie im Rausch in seinen Armen lag, in seinen offenen Händen, an seiner warmen, offenen Brust. Dort, an diesem Ort, hat ihre Seele alte Heimat wieder gefunden. Dorthin will sie zurück.

Mein Herz, hat er geflüstert, seine Stimme zärtlich und verheißungsvoll: alles da, alles gut, alles Liebe und für immer.

Sie geht auf Toilette. Sie kocht seinen Lieblingstee für sich. Sie isst. Käse, Schmalz und Brötchen, Nougat Eier, die noch von Ostern übrig sind. Sie sitzt am Computer. Sie weint. Sie streunt in der Wohnung umher, in den Zimmern, in denen er nicht ist. Ein leiser Abdruck seiner Seele schwebt noch dort. Wie ein Versprechen.

Sie schaut aus dem Fenster. Die Sonne scheint. Der Himmel ist blau. Ihr Lachen ist schwarz. Es ist gar nicht da. Sie könnte sich freuen, wie Seele und Kind, über den hellen Tag, der sich durch ihr Fenster stiehlt.

Sie freut sich nicht. Sie ist nicht freundlich mit sich. Ohne ihn. Allein mit sich. Was soll sie damit?

Sie kritzelt Obst, Gemüse, Käse, Schokolade, Wein auf einen Einkaufszettel. Sie weiß nicht, ob sie es schafft, in die Stadt zu gehen. Unter Menschen. Einzukaufen. Mit sich allein. Zu sorgen. Für sich.

Ösen, Haken, Reliquien ihrer eingesperrten Seele, liegen wahrlos zu ihren nackten Füßen.

Ohne ihn zu essen, ohne ihn nebenan zu wissen, ohne ihn zu sein ist wie zu früh aus dem Leben gestürzt.

Sie weint und lacht. Sie zerreißt alle Zettel, jede Erinnerung, sie öffnet das Fenster und schenkt dem Tag jedes alte Relikt.

Hell wird es jetzt, als das feine Raunen ihrer Seele durch ihre Leere dringt.

Mit ihren Sinnen

So um die vierzig war ich, als ich mich verzaubern ließ.

Zum ersten Mal. Ich war mir des Zaubers noch nicht einmal bewusst.

Ich hatte mein Leben im Griff. Meinen Job als Manager bei einem angesehenen Unternehmen auch. Der ständige Druck, unter dem ich stand, zerbrach mich nicht wie viele andere in meinem Job. Er tat mir gut und ließ mich zu Hochtouren auf-
lauf.

Mein bester Kumpel stand auch. Wie ich. Zuverlässig und fest.

Ich leitete ein Seminar in den Bergen. Das Thema hieß: ›Die Schwingen der Macht‹. Nach einem erfolgreichen Tag, an dem es mir gelungen war, Frauen wie Männer von der Wollust schnuppern zu lassen, die Macht erzeugen kann, stellte ich mich vor das Panoramafenster meiner exklusiven Suite und spürte, wie die Spitzen der Berge in mich stießen.

Ich lauerte in der Dunkelheit. Nackt und erregt. Ich wusste nicht, wohin mit meinem ungestillten Verlangen. Ich wollte mehr und weiter. Irgendwohin. Irgendwo hinein. Irgendwo hindurch. Gebannt und hungrig starrte ich auf den fetten Mond. Ungerührt und majestätisch spiegelte er sich in meinem Fenster. Als amüsiere er sich über mich, meine rastlose Gier, meine drängelnde Potenz. Prachtvoll fühlte ich mich. Jung und getrieben. Ich hätte die Berge verschieben und den dicken Mond an meine Brust ziehen können.

So stark und autark kam ich mir vor. Wie mein Kumpel. Er hielt sich gut. Er stand. Kraftstrotzend. Aufrecht. Er wollte irgendwohin. Irgendwo hinein. Irgendwo hindurch. Er brüllte.

Weiterlesen?

»Leben, nichts als lieben«

**gibt es komplett überall
im Buchhandel
oder**

direkt vom Verlag

www.ganymed-edition.de